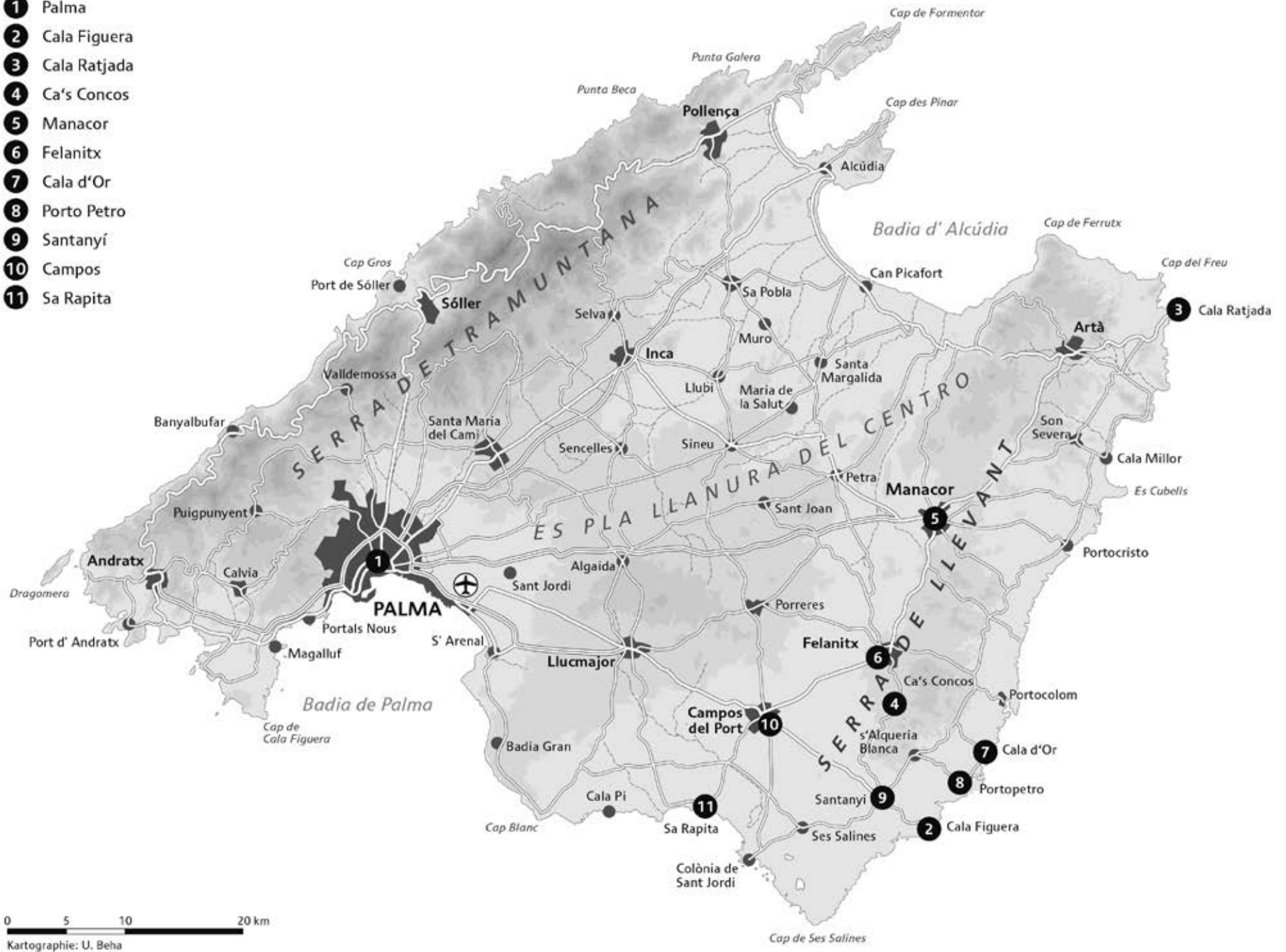


- 1 Palma
- 2 Cala Figuera
- 3 Cala Ratjada
- 4 Ca's Concos
- 5 Manacor
- 6 Felanitx
- 7 Cala d'Or
- 8 Porto Petro
- 9 Santanyi
- 10 Campos
- 11 Sa Rapita



Andreas Schnabel, geboren 1953 in Hamburg, ist ausgebildeter Rettungssanitäter, arbeitete als Hauptbrandmeister, Taxifahrer, Rundfunkreporter, RTL-Sportredakteur, TV-Producer, Filmproduzent, Event- & TV-Regisseur und Theater-Autor. Er lebt als Autor in Pulheim bei Köln. www.andreas-schnabel.com

ANDREAS SCHNABEL

Tod inclusive

MALLORCA KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Christiane und Heidrun

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Christian Hausen
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Satz: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2013
ISBN 978-3-95451-112-9
Mallorca Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

EINS

Freiherr Guntram von Michelsen zu Ahrenshoop erwachte aus einer Art bleierner Narkose. Er hatte einen widerlichen Geschmack im Mund, der von dem Wattebausch zu stammen schien, den man ihm auf Nase und Mund gedrückt hatte, bis ihm schwarz vor Augen wurde. Das Erste, was er wieder spürte, waren stechende Halsschmerzen. Er wollte sich aufrichten, aber es ging nicht. Lag er überhaupt? Nein, er saß auf einer Art Stuhl, und es kam ihm vor, als würde auf ihm eine unerbittliche Wolke lasten, die ihm sämtliche Bewegungsfreiheit nahm. Er spürte keinerlei Gurte, dennoch war er überall fixiert. Da er seinen Kopf keinen Millimeter bewegen konnte, sah er, so gut es ging, an sich hinunter. Im äußersten unteren Augenwinkel konnte er erkennen, dass sein Unterarm mit einer mit Fell ausgekleideten Manschette an die Stuhllehne gefesselt war. Seine Augen, seine Hände und die Füße konnte er bewegen, aber den Rest seines Körpers nicht. Selbst sein Kopf war fixiert, als hätte man ihn in einen Schraubstock eingespannt. Neben ihm erschien, langsam aus dichtem Nebel auftauchend, ein alter Mann mit langen weißen Haaren, die ihm offen über die Schultern fielen. Sein gütiges Gesicht lächelte ihn an.

Freiherr Guntram wollte etwas sagen, aber statt einer Stimme entfuhr seiner wunden Kehle lediglich ein klägliches Zischen, und jeder Versuch, sich dem netten Alten mitzuteilen, wurde mit einem stechenden Schmerz, der ihm den Kehlkopf zu zerschneiden schien, bestraft. Dennoch überwand er sich. »Was ... ist mit ... mir? Sind ... Sie ... Gott?« Wieder hörte er sich selbst nur zischen. Es hörte sich an wie böse Schlangen, die in schlechten Abenteuerfilmen mit dem Helden sprachen, bevor sie von ihm getötet wurden.

Der Alte legte den Zeigefinger auf seine Lippen. »Pst, junger Mann. Sagen Sie nichts, ersparen Sie sich unnötige Schmerzen.« Er hob lächelnd ein Skalpell in die Höhe. »Ich habe, als Sie schliefen, dafür gesorgt, dass sie mir meine kleine Freude nicht mit ihren Zwischenrufen kaputt machen können.«

Freiherr Guntram war verwirrt. Wenn um ihn herum nur nicht dieser Nebel wäre. Er versuchte krampfhaft, seine Gedanken zu ordnen, aber auch sie waren wie gelähmt. Irgendwie entrückt sah er eine Gesichtsmaske auf sich zukommen, die ihm über Mund und Nase gestülpt und an seinem Kopf fixiert wurde. Dann spürte er, wie der lächelnde Alte einen Schlauch oben an der Maske anschloss. Freiherr Guntram fürchtete, nun wieder bestäubt zu werden, mit Gas vielleicht, und sog panisch seine Lungen voll Luft, aber es war nichts zu riechen, und sein Atem wurde wieder flacher.

Der Alte setzte sich neben ihn und schlug ein Buch auf. »So, mein adeliger Freund, ich habe hier etwas Kultur für dich. Es wäre schlimm, wenn ein gestandener Mann, wie du einer bist, vor seinen Schöpfer träte, ohne ein wenig Kultur genossen zu haben.«

Freiherr Guntram konnte in den Worten seines Peinigers keinen Sinn erkennen. Er bemerkte, dass offenbar kein Gas, sondern tropfenweise Wasser von oben in die Maske geleitet wurde. Er kostete das Nass. Es war Seewasser.

»Der Zauberlehrling«, hob der Alte neben seinem Ohr an, »von Johann Wolfgang von Goethe.«

Was ist denn jetzt los?, dachte Guntram, will der mir ein Gedicht vorlesen? Hat er mich dafür festgeschnallt?

»Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben! Und nun sollen seine Geister auch nach meinem Willen leben.«

Immer mehr Wasser tropfte stetig in seine Maske, sodass seine Lippen von dieser salzigen Brühe umspült wurden und er nur noch durch die Nase atmen konnte.

»Walle! Walle manche Strecke, dass, zum Zwecke, Wasser fließe und mit reichem, vollem Schwalle zu dem Bade sich ergieße.« Freudige Erregung ließ das Gesicht des Alten aufleuchten, und Freiherr Guntram spürte, wie er seinem Ohr immer näher kam. Jetzt küsste ihn dieser Wahnsinnige auch noch.

Das Wasser in der Maske stieg unerbittlich weiter. Es stand ihm schon bis zur Nase. Panik kam in ihm auf, aber selbst die fühlte sich irgendwie bleiern an.

»Und nun komm, du alter Besen! Nimm die schlechten Lum-

penhüllen! Bist schon lange Knecht gewesen, nun erfülle meinen Willen!«

Der Alte begann wirt zu lachen, als Guntram immer mehr Wasser durch die Nase inhalierte, und weidete sich an dem Anblick der aufgerissenen Augen des Sterbenden. Das Seewasser brannte fürchterlich in den Lungen.

»Walle! Walle manche Strecke, dass, zum Zwecke, Wasser fließe und mit reichem, vollem Schwalle zu dem Bade sich ergieße.«

Gierig begann der Alte, seinem Opfer Stirn und Ohren abzulecken. Ein letztes Aufbäumen, dann sackte Freiherr Guntram von Michelsen zu Ahrenshoop tot in sich zusammen.

Zufrieden betrachtete sein Peiniger den leblosen Körper. »Ist es nicht wunderbar, sich nächtliche Stunden mit verlöschendem Leben zu versüßen«, murmelte er und strich ihm fast liebevoll den kalten Todesschweiß von der Stirn.

Heute war zwar Mittwoch, also Markttag, dennoch gab es endlich mal etwas Luft auf der Plaça Mayor. Es war Fiesta. Normalerweise war die Plaça als Zentrum des Marktes den einheimischen Obst- und Lebensmittelverkäufern vorbehalten. Nicht so in der Woche der Fiesta, da mussten selbst sie an die alte Eselstränke hinter der Kirche ausweichen. »St. Jaume«, ein Feiertag, den es nur in Santanyí gibt, wird um den 25. Juli herum gefeiert. Zu Ehren von Jaume, dem Schutzheiligen der kleinen Kreisstadt im Südosten Mallorcas.

Michael Berger, den alle nur »Residente« nannten, war seit vielen Jahren zum ersten Mal wieder rundherum glücklich. Dementsprechend zufrieden lehnte er sich auf einem Stuhl seiner Stammbar, der Bar »Sa Plaça«, zurück und strich sich mit der flachen Hand über seinen kahl geschorenen Kopf. Es war für ihn auch jetzt, nach Monaten, noch immer ein unfassbares Hochgefühl, neben dieser wunderschönen Frau sitzen zu dürfen. Er war Mitte fünfzig, bis über beide Ohren in Gräfin Rosa von Zastrow verliebt und von der Liebe und Wärme, die er durch sie erfuhr, geradezu überwältigt. In solchen Momenten des Glücks dachte er manches

Mal an die Zeit zurück, als er seine Familie in Köln durch einen Brand verloren hatte, und sah dann wieder die kleinen, durch die enorme Hitze verkrümmten Leiber seiner Lieben vor sich, die nur notdürftig von einem Papierlaken bedeckt im Straßendreck lagen. Schwer traumatisiert war er vor sich und allem Irdischen geflüchtet, hatte seinen Posten als Kriminalhauptkommissar der Kripo Bonn aufgegeben und war als verlotterter Privatdetektiv hier im Südosten Mallorcas gestrandet. Wie sicher er sich damals gewesen war, nie wieder in seinem Leben lachen, geschweige denn lieben zu können! Und nun saß dieser Traum von einer Frau neben ihm und hatte versprochen, ihn sogar zu heiraten. Wie sehr hatten sie erst gestern Abend zusammen gelacht, und wie unvergleichlich war die vergangene Nacht gewesen. Dass sie sich weiterhin siezten, entsprach seinem Wunsch und wirkte seiner Angst entgegen, denn all die Menschen, die er geduzt hat, waren inzwischen tot. Ein »Sie« zwischen ihnen war für ihn die Garantie, dass seiner Gräfin nichts passieren würde.

Er hatte die blonde, zierliche Mittvierzigerin hier auf Mallorca kennengelernt. Die Gräfin war auf die Insel gekommen, um sich um die Beisetzung ihres hier verstorbenen Mannes zu kümmern, und er hatte ihr dabei geholfen. Im Gegensatz zu ihr, die zuvor nie auf Mallorca gewesen war, beherrschte er Mallorquin und hatte zudem nicht auf die gute Bezahlung verzichten können. Ganz nebenbei war es ihm damals gelungen, die Gräfin vor dem raffgierigen Spross einer russischen Mafiamfamilie zu schützen, der es auf ihre frisch geerbte, dreihunderttausend Quadratmeter große Finca mit großem Herrenhaus und Meerblick abgesehen hatte. Im Gegenzug rettete ihn die Gräfin vor dem Finanzamt. Damit er endlich eine Sozialversicherungsnummer und damit auch eine Aufenthaltsgenehmigung bekam, gründete sie eine Detektei und stellte ihn ein. Irgendwann hatte er sich schließlich seine Liebe zu dieser phantastischen Frau eingestehen müssen, die eigentlich schon vom ersten Augenblick da gewesen war, als sie die Bar Sa Plaça betreten hatte.

Es war aber nicht nur die Liebe zu Gräfin Rosa, die sein Glück ausmachte, es war das Zusammensein mit seiner ganzen Familie, wie er den bunt zusammengewürfelten Haufen von Lebewesen

nannte, die auf dem gräflichen Anwesen seitdem ein Zuhause gefunden hatten.

Da war zum Beispiel Tomeu, ein ehemaliger Strafgefangener, der als Gutsverwalter für die Gräfin arbeitete. Der stotternde vollbärtige Riese hatte etwas von einem pechschwarzen Yeti, aus dessen Fell die beiden gütigsten Augen hervorstachen, die man sich nur vorstellen konnte. Vermutlich war genau dieser Blick der Grund, weshalb sich Carmen Lukas, die bildschöne Assistentin des Comisarios, in ihn verliebt hatte. Dass die beiden immer wieder scherzhaft als »Die Schöne und das Biest« bezeichnet wurden, kam nicht von ungefähr. Tomeu hatte trotz seines wilden Äußeren ein Herz aus Gold.

Seit einigen Monaten war da außerdem Esmeralda, ein fünfjähriges kleines Flüchtlingsmädchen, das von Carmen und Tomeu vom Fleck weg adoptiert worden war, als sie sie zum ersten Mal gesehen hatten. Esmeralda war der Sonnenschein des gräflichen Finca-Clans und hatte alles, was dort kreuchte und fleuchte, fest im Griff, vor allem Rosas Tante, die Großherzogin Auguste von Schleswig-Holstein Gottorf. Die sonst so resolute alte Dame war wie Wachs in den Händen dieses entzückenden Mädchens. Das Gleiche galt für Anatol, ihren Butler und Lebensgefährten.

Komplettiert wurde der gräfliche Haushalt durch Shakespeare, Tomeus ebenfalls riesigen Irischen Wolfshund, und Filou, Rosas Haus- und Hofschwein. Seit sie ihn als kleines Ferkel aufgenommen hatte, folgte ihr das Tier auf Schritt und Tritt – bereit, sich mit einem infernalischem Quieken auf jeden zu stürzen, der seiner Herrin Böses wollte. Filous Mut und Spürsinn hatten der Gräfin schon manches Mal aus einer gefährlichen Situation geholfen.

Zur Familie gehörten, obwohl nicht auf der Finca wohnhaft, auch Comisario Principal Cristobal García Vidal von der Policía National und Angela Bischoff, seine Freundin und Kollegin von der Kripo Köln, die als Verbindungsbeamtin der spanischen Kollegen zu den deutschen Behörden nach Mallorca abgestellt war. Der Comisario war nicht nur Bergers engster Freund, sondern auch sein Hauptarbeitgeber, und die beiden waren meist damit beschäftigt, gemeinsam die kniffligsten Fälle zu lösen.

Nun saßen sie wieder einmal in ganz großer Runde in der Bar Sa Plaça, die von dem Mallorquiner Bernardo zusammen mit seiner Familie geführt wurde. Hier gab es nicht einfach nur einen guten Milchespresso, sondern den besten »Cortado« der Welt, und nur derjenige, der diese kleine Köstlichkeit einmal in seinem Leben probiert hat, kann errahnen, warum es Berger und seine Freunde so oft herzog.

Immer, wenn Esmeralda mit einem Verbot oder einer Anweisung ihrer Eltern nicht einverstanden war, kuschelte sie sich bei der Gräfin oder dem Residente ein. Diesmal war es Berger, dem diese »Ehre« zuteil wurde.

»Esmeralda, mein Schatz, heute Abend gibt es nun mal Fisch«, sagte er, »und du wirst ohne zu meckern mitessen. Fisch aus der See ist wichtig für den Menschen, da er Omega-3-Fettsäuren enthält.«

Damit war die Fragestunde, mit der Esmeralda einen nahezu um den Verstand bringen konnte, eröffnet. »Was ist Omega-3?«

»Das ist ein Name für Fettsäuren.«

»Wozu sind die?«

»Ohne die können Menschen nicht leben. Die muss man essen.«

»Und was passiert, wenn man die nicht isst?«

»Dann stirbt man aus, wie die Neandertaler.«

»Was sind Neandertaler?«

»Ausgestorbene Urmenschen.«

»Was sind Urmenschen?«

»Omas und Opas, die schon ganz lange tot sind.«

»Wie lange?«

Ein verzweifelter Blick des Residente ging zur Gräfin. »Könnte mich bitte jemand vor einem Kindsmord schützen«, raunte er, »und dieser entzückenden Geisel der Menschheit ein Eis kaufen?«

Die Kleine hatte ihn fest am Haken. »Wie lange?«, wiederholte sie.

»Ganz, ganz, ganz, ganz lange.«

Esmeralda überlegte. »Und alle, die keinen Fisch essen, gehen tot?«

Berger nickte ernst.

»Sind Mama und Papa deswegen gestorben, weil es in der Wüste keine Fische zu essen gab?«

Berger strich ihr zärtlich durchs Haar. »Genau, mein Schatz. Das ist der Grund.«

»Und warum hat mir der liebe Gott dann euch geschickt und keinen Fisch?«

»Weil wir dafür sorgen, dass du nachher mit Tomeu zusammen Fisch kaufen kannst. Und weil dich Gott ganz besonders lieb hat, hat er auch dafür gesorgt, dass dir Tomeu jetzt gleich auch noch ein großes Eis kaufen kann.«

»Ist in Eis auch Omega-3?«

Die Großherzogin griff ein. »Geh mit Tomeu, mein Engel, und koste das Eis, das er dir kauft. Wenn es ganz besonders gut schmeckt, dann ist da auch Omega-3 drin.«

Das Gesicht der Kleinen hellte sich auf. Sie machte eine paar Schritte auf Tomeu zu und zog ihn an einer Hand aus seinem Stuhl. »Komm, wir wollen Eis kaufen.«

Als die beiden vor der Eisvitrine standen, platzte die Gräfin heraus: »Wie kommen Sie dazu, dem Kind so etwas zu erzählen? Dass seine Eltern tot sind, weil es in der Wüste keinen Fisch gegeben haben soll, ist Schwachsinn. Auch bei Kindern sollte man immer bei der Wahrheit bleiben.«

Berger rollte mit den Augen. »Stimmt, ich hätte es so formulieren sollen: Weißt du Esmeralda, als du mit deiner Mami und deinem Papi durch die Wüste geflohen bist, da kamen geile Polizisten und haben deiner Mami die Kleider geklaut. Als dein Papi sie dafür ausgeschimpft hat, haben ihn die Polizisten einfach totgeschossen und der Mami so lange mit ihren dicken Pimmeln in den Bauch gepiekt, bis sie angefangen hat, vor Schmerzen zu brüllen, und dann verblutet ist.«

»Ich finde«, mischte sich die Großherzogin ein, »die Geschichte mit den Fischen irgendwie kindgerechter.«

»Man kann aber nicht einfach behaupten, dass die Neandertaler deswegen gestorben sind, weil sie nicht genug Fisch gegessen haben. Die restlichen Rheinländer waren evolutionstechnisch erfolgreicher und haben sich daher durchgesetzt.«

»Weil sie so klug waren, Hering zu essen«, beharrte Berger.

Gräfin Rosa wurde laut. »In den rheinischen Wäldern gibt es keine Heringe!«

»Jetzt nicht mehr.«

Alles musste lachen, sogar der sonst so ernste Comisario García Vidal. »Da dieses Thema nun ausdiskutiert scheint, würde mich interessieren, wann denn eigentlich das große Ereignis der offiziellen gräflichen Verlobung stattfinden soll.«

Selbst diese nach Bergers Maßstäben indiskrete Frage konnte ihm heute die gute Laune nicht verderben. »Nächstes Wochenende.«

»Und wie viele Gäste werden erwartet?«

»Um die sechshundert«, flötete die Gräfin.

García Vidal grinste böse. »Wenn aber nur ein paar mehr kommen sollten, werden die ersten Gäste am anderen Ende des Grundstücks über die Klippe ins Meer geschoben.«

»Das hoffe ich doch.« Berger warf seiner Gräfin eine Kusshand zu. »Wir machen diesen ganzen Zirkus ja sowieso nur, um die in den rheinischen Wäldern jagenden Adelsscharen so weit zu dezimieren, dass sich die Heringe wieder in den Villeforst trauen. Und für jeden ›Von und Zu‹, den wir auf diese elegante Weise entsorgt haben, kassieren wir eine Prämie.«

»Wenn die wirklich alle über die Klippe springen«, die Großherzogin rührte in ihrem Cortado, »müssen wir damit rechnen, dass sich das Meer gegen so viel angeborene Gehässigkeit wehren wird.«

Angela Bischoff lachte auf. »Man stelle sich vor, es gäbe wirklich das Jenseits mit Petrus an der Rezeption. Dann wäre das der erste Tumult in der Himmelsgeschichte.«

»Kind«, fuhr die Großherzogin an Rosa gewandt fort. »Du und Angela, ihr wolltet euch doch vor dem großen Ereignis noch einmal so richtig von innen her aufmöbeln lassen.«

»Schon«, bestätigte die Gräfin, »wir wissen nur nicht genau, wo. Das Wellness-Angebot auf Mallorca ist riesig. Da ist es gar nicht einfach, die Spreu vom Weizen zu trennen.«

Berger stutzte. »Was gibt es denn da zu trennen? Hinlegen, massieren lassen, wohlfühlen, fertig! So schwierig kann das doch nicht sein, oder?«

»Ahnungslosigkeit, dein Name ist Berger«, Angela Bischoff lachte auf. »Das fängt schon mit der Auswahl des Ambientes an. Dann ist es wichtig, dass die Anwendungen von Fachleuten durchgeführt werden, und letzten Endes gibt das den Ausschlag, was gemacht wird.«

»Zu meiner Zeit gab es nur Massageöl. Aber da hat einem schon ein ganz kleines Fläschchen die ganze Nacht lang Spaß gemacht.«

Alles sah auf Tante Auguste, die mit einem breiten Grinsen ihr Kinn auf ihren Gehstock stützte.

»Zu deiner Zeit«, sagte Gräfin Rosa, um dem Gespräch wieder eine seriöse Note zu geben, »regierte auch noch Bismarck. Heutzutage muss man schon Fachmann sein, um den Überblick zu behalten.«

»Uns reichte damals ein kurzer Blick auf den Masseur.«

»Tantchen!«, herrschte Rosa sie an.

»Ich meine ja nur«, brummte die alte Dame beleidigt.

»Und zwischen was kann man sich da entscheiden?«, fragte García Vidal neugierig.

»In den gehobenen Einrichtungen gibt es für jeden etwas ...«

»... und von allem ein bisschen«, führte Angela Bischoff die Rede der Gräfin fort. »Es bleibt jedem selbst überlassen, welches Relaxanz-Gift von welcher Spinne er nimmt oder mit was die Wickel getränkt sind, die man bekommt.«

Der Comisario ließ nicht locker. »Und was steht da zur Auswahl? Bei den Wickeln zum Beispiel?«

»Das kommt ganz auf den Geldbeutel an. Eine eher günstige Variante ist Kamelmilch. Bei Eselmilch wird es dann schon teurer, und wer Stutenmilch verlangt, muss tief in die Tasche greifen.«

»Und für Kassenpatienten gibt's das Bad im Ejakulat von Kampfstieren«, fügte Berger trocken an. »Die müssen die Viecher vorher nur selbst melken.«

Die Gräfin lief vor Verlegenheit rot an. Was sie aber mehr entsetzte, war nicht der derbe Spruch ihres Verlobten, sondern die Tatsache, dass sich die Großherzogin vor Lachen auf die Schenkel klopfte. »Tante Auguste, etwas mehr Contenance, wenn ich bitten darf.«

»Wieso denn?« Die alte Dame klatschte sich prustend mit Berger ab. »Den muss ich mir für meine Bridge-Runde merken. Meine Mädels werden sich ausschütten vor Lachen.« Sie hatte Mühe, sich zu beruhigen.

Mitten in das allgemeine Gelächter hinein klingelte Garcia Vidals Handy. Nach ein paar »Sí« und einem abschließenden »Adios« beendete er das Gespräch.

»Señor Residente, der Tag droht für Sie ein guter zu werden«, sagte er dann.

Berger horchte auf und sah ihn gespannt an.

»Ich nehme an, Sie ahnen es schon. Wir wurden soeben zu einer Leiche gerufen.«

Als die beiden in der Cala S'Almunia eintrafen, einer Bucht südlich von Cala Llombards, herrschte dort so etwas wie eine betretene Volksfeststimmung. Badegäste und Schaulustige waren ob der Tatsache, dass da eine Leiche badete, zwar befangen, wollten aber auf jeden Fall zu denen gehören, die einen Blick auf sie warfen, wenn er auch nur kurz war. Garcia Vidal und Berger hatten Mühe, sich den Weg über die steile Treppe, die voller Menschen war, hinunter in die Bucht zu bahnen.

Schon von Weitem war das Gezeter von Comandante Hidalgo zu hören. Der Chef der örtlichen Polizei, der Policia Local, hatte schon einmal vorsorglich schlechte Laune, denn er wusste, dass er sich die Frage, wie es passieren konnte, dass ausgerechnet in der Hauptsaison, vor all den Touristen, eine Leiche in die Cala S'Almunia gespült wurde, von seinem Bürgermeister würde anhören müssen. Also gab er sie an den Comisario weiter. »Señor, wie kann so etwas passieren?«

»Ruhig Blut, Comandante. Lassen Sie uns doch erst einmal sehen, wer wie gestorben ist, dann wissen wir vielleicht auch, warum er sich ausgerechnet Ihr Gebiet ausgesucht hat.«

An der Südseite der Bucht hatten Polizeitaucher die Leiche an ein Schlauchboot gebunden, um sie vorsichtig an den Strand zu ziehen. Diese Vorgehensweise zeigte García Vidal, dass sie wohl

schon etwas länger im Wasser schwamm. Es war offenbar nicht möglich, sie vom Wasser aus zu bergen, ohne größeren Schaden anzurichten.

Als man den Toten, es war ein vollständig bekleideter Mann, ins flache Wasser gezogen hatte, wurde der Körper mit Hilfe einer Schaufeltrage vorsichtig aus dem Wasser gehoben und an Land getragen. Die Kollegen der Guardia Civil hatten inzwischen einen Pavillon aufgebaut, den sie über die Leiche stellten, um sie den neugierigen Blicken der Gaffer zu entziehen. Der Nachteil dieses Sichtschutzes war der, dass sich der oftmals nicht angenehme Geruch einer Leiche im kleinen, von der Sonne beschienenen Zelt besonders gut entfalten konnte.

»Weiß man schon, um wen es sich handelt?«, polterte Hidalgo los, als er den Pavillon betrat.

»Er hat Sie mit Sicherheit nicht gekannt«, entgegnete Berger trocken. »Sonst hätte er sich in aller Stille im Norden der Insel aufgehängt.«

Hidalgo tat gut daran, diese Gehässigkeit geflissentlich zu überhören. Der Residente war schon seit Jahren sein erklärter Lieblingsfeind, doch er wusste nur zu gut, dass er dem Deutschen im verbalen Duell unterlegen war, selbst wenn sie Mallorquin miteinander sprachen.

García Vidal wandte sich an den Gerichtsmediziner. »Señor Medico, können Sie uns schon etwas sagen?«

Der Doc hatte die Leiche inzwischen teilweise entkleidet und ermittelte mit einem einer Lanze ähnlichen Thermometer die Lebertemperatur.

»Hm – die Kerntemperatur liegt leicht unter der Wassertemperatur, das bedeutet, dass er die Nacht über im Meer war. Sehr viel länger kann er nicht im Wasser gelegen haben, sonst wäre sein Zustand weitaus desolater.«

»Dass er lange Hosen trägt, spricht wohl ebenfalls dafür, dass er in der Nacht umgekommen ist«, ergänzte der Comisario.

Sie durchsuchten seine Kleidung nach Papieren und Wertgegenständen, doch sämtliche Taschen waren leer.

Berger sah sich den Toten genau an. »Er schien eine Art Taucherbrille aufgehabt zu haben, als ihm der Sensenmann begegnet

ist.« Er zeigte auf den nahezu kreisrunden Abdruck im Gesicht des Toten. »Für jemanden in Straßenkleidung ist das aber höchst ungewöhnlich.«

»Das denke ich auch«, brummte der Doc, der neben der Leiche kniete. »Trotzdem bin ich mir fast sicher, dass bei der Obduktion nicht viel rauskommen wird. Keine Anzeichen äußerer Gewalteinwirkung. Vermutlich müssen wir auf die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung warten, bis wir uns mit der Todesursache festlegen können.« Er sah zu García Vidal auf. »Sollen wir ihn einpacken, oder braucht ihr ihn noch?«

»Geben Sie uns ein paar Minuten. Vielleicht hat er uns doch noch etwas zu erzählen«, murmelte Berger und legte den Kopf auf die Seite, wie er es immer zu tun pflegte, wenn er angestrengt versuchte, mit einem Kriminalfall Kontakt aufzunehmen.

»Befragen Sie gerade wieder ihren Urin?«, fragte García Vidal und grinste.

»Sonst spricht ja niemand mehr mit ihm«, kam es gehässig von Hidalgo. Der strafende Blick des Comisarios erstickte jegliche weitere Bösartigkeit im Keim.

»Irgendetwas stimmt hier nicht.« Berger ging, seinen Kopf immer wieder von der einen auf die andere Seite legend, um den Leichnam herum. »Der Mann ist gepflegt. Da ist kein Härchen in seiner Nase, keines in seinen Ohren, seine Fingernägel sind manikürt, und er trägt eine Breitling. Wie kommt der zu so einer Kleidung?« Er deutete auf die Beine des Toten und auf das karierte Häuflein Stoff, das neben ihm lag, seit der Doc es ihm ausgezogen hatte. »Das Holzfällerhemd und die Jeans gibt es gerade bei Lidl auf dem Grabbeltisch.«

»Und was sagt uns das?«

»Der Mann hat nicht viel Gepäck dabei gehabt. Er ist vermutlich nur für kurze Zeit nach Mallorca gekommen und musste seinen Aufenthalt zwangsweise verlängern. Daher ist ihm die Kleidung ausgegangen, und er hat auf die Schnelle Ersatz gebraucht. Außerdem hat er einen Mietwagen, sonst wäre er gar nicht zu Lidl nach Felanitx oder Campos gekommen. Da die Leiche hier angespült wurde, sollten wir ihn im unteren Drittel der Ostküste suchen.«

»Und das alles sagt Ihnen Ihre Blase?«, fragte Hidalgo staunend. Der Doktor lachte. »Das ist der kleine, aber feine Unterschied, Comandante. Zu Ihnen spricht höchstens Ihr Hintern.«

García Vidal machte Fotos von dem Gesicht des Toten.

»Glauben Sie denn wirklich, dass das für eine Computersuche ausreicht?« Berger konnte sich noch immer nicht mit den Errungenschaften des digitalen Zeitalters anfreunden. »Das Gesicht des armen Teufels ist doch völlig aufgedunsen.«

»Es geht dabei nicht ums Aussehen, sondern um die biometrischen Grundzüge des Gesichts. Wenn ich dem Computer sage, wie lange die Leiche ungefähr im Wasser gelegen hat, dann rechnet er automatisch hier und da etwas vom Gesichtsumfang ab.«

»Und das errechnete Gesicht wird dann mit den Gesichtern all der Menschen verglichen, die mit dem Flugzeug auf Mallorca gelandet sind?«

»Sí, Señor, und nicht nur mit den Gesichtern der Fluggäste. Auch alle Fährbesucher werden aufgenommen.«

»Beim Verlassen der Fähre?«

»Nein, während der Überfahrt. Im Foyerbereich der Schiffe hängen überall Kameras, deren Bilder wir auswerten können.«

Berger schüttelte den Kopf. »Big Brother is watching you.«

»Ich weiß, wie Sie darüber denken, Miguel. Im Grunde fühle ich mich bei dem Gedanken an die nahtlose Überwachung auch nicht sehr wohl, aber ich weiß wirklich nicht, wie wir unseren Staat anders schützen sollen.« Während er das sagte, simste García Vidal die Bilder an Carmen, die inzwischen ins Büro gefahren war und schon darauf wartete, sie ins System einpflegen zu können.

»Dann gnade uns Gott«, entgegnete Berger, »wenn unsere Gegner, wer es immer sein mag, einmal über unsere Mittel verfügen.«

»Was macht Sie so sicher, dass sie das nicht schon längst tun? Ich habe manchmal das Gefühl, dass wir es sind, die meilenweit hinterherhinken, wenn es um den neuesten Stand der Technik geht.«

Berger lachte auf. »Ihnen fehlt einfach nur die kriminelle Energie. Hätten Sie die Absicht, nur nach Ihren eigenen Vorstel-

lungen und Maßstäben zu leben, dann wären Sie der Trendsetter und nicht die Bösen.«

Wenig später trafen sie in García Vidals kleinem Büro an der Carrer de Felanitx in Santanyí ein. Eigentlich waren die Kollegen der Policia Nacional, der spanischen Kripo, vor ein paar Jahren nur provisorisch in dem Polizeistützpunkt untergebracht worden, bis sie ein Extragebäude bekommen sollten. Die öffentliche Hand war jedoch so gut wie pleite und hatte das Projekt auf Eis gelegt. Daran zeigte sich einmal mehr, dass auf der Welt nichts beständiger ist als ein Provisorium.

Carmen hatte die Fotos und Daten über den Leichenfund aus der Cala S'Almunia bereits in die Datenbank eingepflegt, und der Computer begann soeben damit, das Gesicht des Toten mit den Gesichtern aller Menschen zu vergleichen, die in den vergangenen vier Wochen über den internationalen Flughafen eingereist oder mit einer der Fähren im Hafen von Palma angekommen waren.

»Hola, Carmen«, sagte García Vidal und zapfte sich mit einem Pappbecher Wasser aus dem Spender. »Was sagt unsere *máquina digitalis*?«

Carmen sah nicht einmal vom Bildschirm auf. »Diese Dinger nennt man Computer, Chef. Und wenn man sie mit dem ihnen gebührenden Respekt behandelt, stürzen sie auch nicht so häufig ab wie bei Ihnen.«

»Hört, hört, welche Hochachtung vor Drähten und Blech. Sagst du nicht immer wieder, dass so ein Teil im Prinzip dumm ist und man ihm genau sagen muss, was man von ihm will?«

»Sí, Señor, und das tut er dann auch anstandslos.«

García Vidal lachte gehässig auf. »Das wüsste ich aber. Wenn ich etwas eingebe, passiert nichts weiter, als dass mein Computer überlegt, wie er mich ärgern kann.«

»No, Señor, er überlegt, wie er sich verhalten soll. Sie geben nämlich meist etwas ein, was reziprok zu dem steht, was Sie eigentlich wollen.«

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht, oder?« Der Comisario setzte sich an seinen Schreibtisch. »Warum hängt er sich denn trotz reiflicher Überlegung dann letztlich immer auf?«

Berger zapfte sich ebenfalls ein Becher Wasser. »Aus purer Verzweiflung, Cristobal. Er weiß, was Sie wollen, muss aber das tun, was Sie ihm sagen.« Carmen kicherte.

García Vidal sah ihn beleidigt an. »Also, Angela ist keine Maschine, weiß aber immer, was ich will.«

Berger lächelte breit. »Sie tun ja auch immer das, was sie sagt.«

Der Computer piepte, und García Vidal schaute genervt auf Carmens Bildschirm. »Was hat der denn bitte zu diesem Thema zu sagen?«

»Zu diesem Thema gar nichts. Er meldet, dass er eine Übereinstimmung hat.«

García Vidal erhob sich von seinem Platz und stellte sich hinter seine Assistentin, damit er besser sehen konnte. Berger trat daneben und las: »Freiherr Guntram von Michelsen zu Ahrenshoop.«

»Was ist denn ein Freiherr von Michelsen zu Ahrenshoop?«, Carmen brach sich bei diesem Namen fast die Zunge ab.

»Ein Freiherr ist im Spanischen ein *Barón*, Michelsen ist der Nachname, und Ahrenshoop ist ein Ort an der deutschen Ostseeküste.«

»Oje, schon wieder ein Adliger?« Carmen sah den Residente mit großen Augen an.

Berger nickte. »Davon gibt es in Deutschland eine ganze Menge.«

Der Comisario pfiff durch die Zähne. »Haben die auch alle so viel Geld wie Ihre Gräfin oder die Herzogin?«

»Wenn dem so wäre«, konterte Berger, »dann wäre Deutschland schon längst wieder eine Monarchie.«

Der Comisario schaute auf das Foto des Freiherrn zu Ahrenshoop. »Was meinen Sie, sieht der nach Geld aus?«

»Ahrenshoop liegt im Osten Deutschlands. Wenn die Familie Geld hat, dann hat sie es entweder nach der Wende gemacht oder das Wirtschaftswunder auf der Butterseite des Eisernen Vorhangs erlebt.«

»Der Mann ist Steuerberater, kommt aus Hamburg, ist sechs- unddreißig Jahre alt und unverheiratet«, las Carmen vor und beendete so die Mutmaßungen. »Das sagt zumindest die Datenbank von Interpol. Wenn wir mehr Informationen haben wollen, müssen wir die deutschen Behörden um eine Fahndung bitten. Die können auf die Melderegister der Länder und Gemeinden zugreifen.«

»Und was sagt unsere Meldedatei?«

»Er ist vor vier Tagen in der Villa Sirena in Cala Figuera abgestiegen. Außerdem hat er seit seiner Ankunft einen Mietwagen von ›Autos Vima‹, einen schwarzen C3.«

García Vidal erhob sich. »Okay, dann werde ich mich mal auf den Weg nach Cala Figuera machen. Miguel, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mitkommen würden.«

»Moment«, rief Carmen, als die beiden schon aufbrechen wollten. »Hier kommt gerade eine Vermisstenmeldung rein.« Sie ließ den Cursor über den Bildschirm wandern. »Die Villa Sirena meldet einen überfälligen Gast. Gestern Morgen wurde er an der Rezeption zuletzt gesehen, und sein Zimmer blieb in der vergangenen Nacht unbenutzt.«

Berger lächelte grimmig. »Dann hat der Barón offensichtlich Tod inclusive gebucht.«

Tomeu war mit Esmeralda Fisch kaufen gegangen, sodass Angela Bischoff, die Gräfin und die Großherzogin unter sich waren und in Ruhe miteinander über Gott und die Welt ratschen konnten. Maria Antonia, die Wirtin der Bar Sa Plaça, brachte eine neue Runde Cortados.

»Señora Condesa, ich habe vorhin mit einem Ohr gehört, dass Sie es sich vor der großen Feier in Ihrem Hause einmal richtig gut gehen lassen wollen.«

Gräfin Rosa nickte. »Das wollen wir. Hätten Sie denn eine Empfehlung für uns?«

»Was Wellness betrifft, soll die Finca ›Zarzarrosa‹ der letzte Schrei sein. Da gibt es alles, was gut und teuer ist. Für unsereins

ist es schier unmöglich, da einen Termin zu bekommen, aber für Sie, Duquesa, wird man sicher gern eine Ausnahme machen.«

Angela Bischoff zog die Stirn kraus. »Ist das dieser Schönheitstempel bei Porto Petro?«

»Sí, Señora.«

Tante Auguste stützte das Kinn auf den Griff ihres Gehstocks. »Wird man da auch jünger?«

Maria Antonia lachte auf. »Señora Duquesa, in Ihrem Alter kann man gar nicht jünger sein, als Sie es sind.«

Rosa lachte. »Da hat sie recht, Tantchen. Ich für meinen Teil wäre stolz, wenn ich in deinem Alter noch so jung im Kopf wäre wie du.«

»Ist das dein Ernst, mein Kind?«

»Mein voller Ernst. Ich weiß nicht, ob wir das auch irgendwann einmal schaffen. Als junger Mensch hat man heute gar keine Zeit mehr, sich irgendwelche Sachen mal gründlich durch den Kopf gehen und Erlebtes auf sich einwirken zu lassen.«

Angela Bischoff nahm diesen Gedanken versonnen auf. »Durch bringen wir unsere Kinder um ihre Kindheit, unsere Jugend um ihre Jugend, die Erwachsenen um ein schönes Leben ...«

»Und wir Alten«, setzte die Großherzogin den Gedanken fort, »werden letztendlich um einen würdigen Tod betrogen.«

»Wo ist das Problem, Tantchen?« Gräfin Rosa lachte vergnügt auf. »Du behauptest doch immer, das Alter sei das letzte große Abenteuer, das das heutige Leben noch zu bieten hat. Gleichzeitig nennst du das Alter Sterben auf Raten. Dann war dein Tod doch bisher ein Riesenspaß, oder?«

Die drei Damen lachten herzlich.

»Du hast recht, mein Kind, man muss es sich aber leisten können, in Würde zu sterben.« Tante Auguste nahm einen Schluck von ihrem Cortado. »Und weil ich es mir leisten kann, lassen wir es auf dieser Beauty-Finca mal so richtig krachen.« Sie sah sich zu Maria Antonia um. »Können wir da denn auch unsere Männer mitnehmen?«

»Wozu wollen Sie Ihre eigenen Männer mitnehmen?« Maria Antonia grinste sie verschmitzt an. »Ich habe gehört, dass es da Massagen geben soll, bei denen die nur stören würden.«

»Ein Bordell für Mädels?«, fragte Angela Bischoff erstaunt.

»*Dios mio*, nein!« Maria Antonia schüttelte so energisch den Kopf, dass sich ihr Haarknoten öffnete. »Aber wenn Frauen sich rundum wohlfühlen wollen, stören Männer grundsätzlich.«

»Denn wenn wir uns nicht wohlfühlen, liegt es daran, dass sie nerven«, fügte die Großherzogin hinzu. »Dennoch fände ich es schade ohne sie. Außerdem würden die doch nie in eine Schönheitsfarm für Männer gehen, wenn es das überhaupt gibt.«

»Ich«, sagte Rosa, »hätte meinen Residente gern bei mir. Schließlich sind wir frisch verliebt, und ein Schlammbad mit ihm kann ich mir äußerst spannend vorstellen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Angela Bischoff grinsend. »Eine Art Tango in Fango.«

Die Großherzogin stieß mit ihrer Stockspitze auf den Boden. »Dann ist es beschlossen. Wir fahren *mit* unseren Männern – wenn die uns da mit diesem Handicap überhaupt nehmen.«

Angela schaute sie zweifelnd an. »Sollten wir sie nicht lieber vorher fragen?«

Die alte Dame winkte ab. »Wenn sie Zeit dafür haben, wird nicht lange gefragt, sondern angeordnet. Polizisten können das ab.«

Die Villa Sirena, ein rechteckiges, architektonisch wenig ansprechendes Gebäude mit fünf Etagen, thronte direkt über der Hafeneinfahrt von Cala Figuera. Von den Hotelzimmern aus hatte man einen traumhaften Blick auf entweder einen der charmantesten Häfen Mallorcas oder, zur anderen Seite hin, auf das tiefblaue Mittelmeer. Und welchen Touristen interessiert schon der Anblick eines Hotels, wenn man aus seinem Inneren einen erstklassigen Ausblick hat? Die Managerin der Villa Sirena erwartete García Vidal an der Rezeption.

»Señor Comisario, mein Name ist Magalie Charatx, ich danke Ihnen, dass Sie so schnell kommen konnten.«

»Dafür sind wir da«, entgegnete er charmant. »Darf ich Ihnen Señor Berger vorstellen, oder kennen Sie sich bereits?«

Sie lachte ihn an. »Es gibt wohl niemanden im Kreis Santanyí,

der den Residente nicht kennt.« Sie nahm ihren Schlüsselbund und die ausgedruckten Belege des vermissten Gastes und kam zu ihnen ins Foyer. »Ich vermute, Sie wollen zunächst das Zimmer des Herrn von Michelsen sehen.« Die beiden nickten und folgten ihr in den Lift.

Der Freiherr zu Ahrenshoop hatte eines der schönsten Zimmer des Hotels. Im obersten Stockwerk an der Längsseite gelegen, konnte man vom Balkon aus sowohl das Meer als auch den Hafen sehen. Es war groß wie ein Familienappartement und anheimelnd eingerichtet, man musste auf keinen Komfort verzichten. Sogar Internet gab es hier. Das, was eigentlich als Schminktisch für die Gattin gedacht war, hatte der alleinstehende Steuerberater als Schreibtisch genutzt. Den Unterlagen nach, die noch darauf lagen, hatte er sich Arbeit von Deutschland mitgebracht. Berger stöberte darin.

»Entweder war der Mallorcaaufenthalt gar nicht als Urlaub geplant, oder es handelt sich bei dem Mann um einen Workaholic.«

»Beides, würde ich sagen.« Die Managerin blätterte in ihren Unterlagen. »Señor von Michelsen hat das Zimmer nur deswegen bekommen, weil wir eine Stornierung hatten und es kurzfristig freigeben konnten. Wir sind ansonsten ausgebucht. Und weil er es wohl sehr eilig mit der Buchung hatte und wir ihm den High-Speed-Internetanschluss zusagen konnten, akzeptierte er auch den Preis für ein Doppelzimmer. Er frühstückte sogar mit seinem Notebook zusammen.«

»Hatten Sie Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten?«

Sie nickte. »Ja, Gott sei Dank ist unser Hotel nicht so groß, da kann ich noch jeden Gast persönlich begrüßen. Er machte einen sehr gesetzten Eindruck für einen so jungen Mann, und er erzählte mir, er wolle seine Schwester besuchen, die zurzeit auf einer Finca in der Nähe von Porto Petro lebt.«

»Hm«, kam es nachdenklich vom Comisario. »Wenn man eines seiner Geschwister besuchen will, zieht man doch nicht in ein zwanzig Kilometer weit entferntes Hotel, obwohl eine ganze Finca zur Verfügung steht. Schon gar nicht, wenn der Besuch kurzfristig erfolgt.«

»Es muss ja nicht unbedingt ein freudiger Anlass gewesen sein«,

widersprach ihm die Hotelmanagerin. »Vor Kurzem ist ganz in der Nähe eine Frau auf einer Finca von ihrem Lebensgefährten misshandelt worden. Ihr großer Bruder quartierte sich bei uns ein und stattete seinem Schwager von hier aus einen kurzen Besuch ab.«

García Vidal lachte auf. »War der Mann der Frau zufällig ein Plattenproduzent?«

Sie nickte. »Ich glaube ja, wieso?«

»Weil der uns nach dem Besuch des Schwagers weismachen wollte, er sei so heftig auf das Sprungbrett seines Pools gesprungen, dass er weit über den Rand des an dieser Stelle fünf Meter breiten Beckens flog und im Schotter landete. Dabei sah es aus, als hätte ihn ein Bus gestreift.«

Nun musste Magalie Charatx ebenfalls lachen. »Da hat der Bruder wohl kräftig zugeht.« Ihr Gesicht verfinsterte sich wieder. »Aber hier sieht es aus, als hätte der Bruder den Kürzeren gezogen. Señor von Michelsen ist doch sicherlich der Tote, den Sie aus der Cala S'Almunia rausgefischt haben?«

Berger nickte. »Leider. Er sah allerdings ganz und gar nicht so aus, als sei er mit irgendetwas kollidiert.«

»Es war also ein Unfall?«

»Auf den ersten Blick scheint es so«, sagte García Vidal. »Und es wäre gut, wenn die Presse nichts von irgendwelchen Zweifeln an diesem Anschein schreiben würde. Wir haben hier auf Mallorca genug Mord und Totschlag, da brauchen wir das nicht auch noch in unserem friedlichen Cala Figuera.«

»Wenn die Leiche in der Cala S'Almunia angeschwemmt wurde, muss von Michelsen an einem Küstenstreifen etwas weiter nördlich zu Tode gekommen sein.« Berger sah Magalie Charatx fragend an. »Wissen Sie zufällig, auf welcher Finca die Schwester des Toten wohnt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber ich denke doch, dass sie sich bald bei Ihnen melden wird. Sicher sorgt sie sich um ihren Bruder, wenn er sich nicht bei ihr meldet.«

In einem Rechtsanwaltsbüro an der Avinguda de Gabriel Roca, Palmas mondäner Uferpromenade, hatten sich einige Herren und eine Dame in einem abgedunkelten Hinterzimmer um einen schweren Holztisch versammelt. Angel Broix, der Notar, sah sich prüfend in der Runde um. »Ich stelle hiermit fest, dass wir vollzählig sind.«

Einer der Begleiter der Dame nickte finster. »Sí, Señor Broix, wir können beginnen.«

Broix sprach schnell und für einen Laien kaum verständlich, dennoch kam keinerlei Protest von den Anwesenden. Er griff nach einem Dokument und las vor: »Hiermit erkläre ich, Antonia Stefanie Friederike Adelgunde von Siehl, im Beisein von Ahmet Ben Ahat, dem Hodscha der islamischen Gemeinde von Palma de Mallorca, dem christlichen Glauben abzuschwören und aus freiem Willen zum Islam überzutreten.« Er machte eine Pause und blickte zu der Frau, die ihm gegenüber saß. »Wenn dem so ist, Señora von Siehl, dann bestätigen Sie das bitte.« Sie reagierte nicht. Sie sah ihn zwar an, aber Broix hatte das Gefühl, dass ihr Blick glatt durch ihn hindurchging.

»Halten Sie sich an die Absprache«, wies ihn einer ihrer Begleiter an. »Sie müssen sagen: Wenn Sie dem zustimmen, antworten Sie bitte mit: ›Ja, ich will.««

»Ja, ich will«, sagte die Frau mit leiser Stimme.

»Sie muss es aber sagen, wenn *ich* sie frage«, protestierte Angel Broix.

»Dann fragen Sie sie richtig, und sie macht es.«

Broix sah sie an. »Also wollen Sie?«

Wieder schien es ihm, als sähe er in zwei tote Augen.

»Herrgott noch mal«, fluchte der Begleiter. Er wurde zusehends ungeduldig. »Ist das denn so schwer? Sie müssen sie so fragen, dass sie mit ›Ja, ich will‹ antworten kann.«

»Ja, ich will«, echote die anscheinend ziemlich benebelte Dame.

Angel Broix nahm irritiert die Lesebrille von der Nase. »Hören Sie mal, ist Señora von Siehl überhaupt bei sich?«

Der Begleiter griff in die Innentasche seines Sakkos, zog einen dicken Umschlag heraus und schob ihn über den Tisch. Obwohl

der Notar sicher sein konnte, dass er in seinem eigenen Büro unbeobachtet war, blickte er scheu nach links und rechts, bevor er hastig nach dem Kuvert griff und es vom Tisch auf seinen Schoß zog. Mit geübten Fingern öffnete er den Umschlag auf einer Seite und vergewisserte sich, dass der Inhalt ausreichte, um sein Gewissen zu beruhigen. Er setzte seine Brille wieder auf und versuchte es erneut.

»Señora von Siehl, wenn Sie dem Christentum abschwören und dem Islam beitreten wollen, sagen Sie bitte: ›Ja, ich will.«

›Ja, ich will«, kam es sofort von ihr.

Der Notar hatte das gute Gefühl, dass erneute Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit der Dame seine Dienstleistung noch etwas teurer machen könnten. »Und wenn Sie der festen Meinung sind, die Kaiserin von China zu sein, und sofort eine rosa Elefantendame auf grün gepunktetem Toast serviert bekommen möchten, antworten Sie bitte mit: ›Ja, ich will.«

Das Echo kam prompt.

»Sehen Sie«, schimpfte er, »mit dieser vollgedröhnten Person könnten wir hier den größten Quatsch beurkunden.«

Der Begleiter griff erneut in die Innentasche seiner Jacke und entnahm ihr einen zweiten Umschlag.

Blitzschnell wechselte auch dieses Kuvert den Besitzer. Doch diesmal befühlte Broix es nur und befand den Inhalt schon vom Gewicht her als aussagekräftig genug.

Der Begleiter griff ein drittes Mal in sein Sakko, zog eine Pistole aus einem Schulterhalfter und legte sie vor sich auf den Tisch. »Hier habe ich ein Gutachten, das der Dame endgültig geistige Gesundheit bescheinigt. Aber ich denke mal, das wollen wir beide nicht bemühen?«

»Nein«, krächzte Broix. »Ich denke, der erforderliche Papierkram ist bereits erledigt.« Er hatte Mühe, sich auf seinen Text zu konzentrieren, und schaute immer wieder wie elektrisiert auf die Schusswaffe. »Dann werde ich jetzt weiterlesen.«

»Wenn Sie so freundlich sein wollen«, erwiderte der Begleiter überspitzt höflich.

»Des Weiteren werde ich die natürliche Vormachtstellung des Mannes im Islam als für mich bindend anerkennen und all meine

irdischen Güter und Barschaften meinem zukünftigen Ehemann zu seiner alleinigen Verfügung übereignen. – Wenn das nach wie vor Ihr Wunsch ist, Señora von Siehl, antworten Sie bitte mit: ›Ja, ich will.«

›Ja, ich will«, kam es wieder völlig emotionslos von der abwesend wirkenden Frau.

Angel Broix schob die vorgelesene Erklärung zur Seite und lächelte erleichtert. »Dann sollten wir mit der Eheschließung durch Hodscha Ben Ahat beginnen.«

Auf ein Handzeichen des Begleiters begann der Hodscha mit seiner kurzen Zeremonie, die aus einem circa einminütigen Wortschwall bestand. Ein junger Mann, der die ganze Zeit über stumm am Tisch gesessen hatte, nickte kurz, und damit schien die Trauung beendet. Ein dritter Umschlag verschwand im Umhang des islamischen Geistlichen.

»War das alles?«, erkundigte sich Angel Broix erstaunt.

»Wir haben uns, auch in Ihrem Interesse, auf das Nötigste beschränkt«, antwortete der Begleiter.

»Aber sie hat doch gar nicht ›Ja, ich will« gesagt.«

»Ihr Mann will, und das hat er dem Hodscha gegenüber bekundet.«

Der Notar war sichtlich erschüttert. »Und die Frau wird nicht gefragt?«

»Wozu?« Die Anwesenden erhoben sich. »Ihre Meinung ist ab sofort nicht mehr von Belang.«

ZWEI

Der Comisario stand auf dem Balkon des Hotels und klappte ratlos sein Handy zusammen.

»Was ist denn nun schon wieder?«, erkundigte sich Berger.

»Hier auf der Insel gibt und gab es nie eine Freifrau von Michelsen.«

»Weder auf den Flugplätzen noch auf den Fähren oder in den Häfen?«

»Weder noch.«

»Entweder ist seine Schwester verheiratet, oder von Michelsen hat der Managerin Lügen erzählt.« Er überlegte kurz. »Sind denn aus Deutschland irgendwelche Vorstrafen bekannt?«

»Der scheint nicht einmal falsch geparkt zu haben.«

Der Kollege Bastos trat zu ihnen. »Hier Chef, das sind die SMS und E-Mails, die auf dem Server des Telefonanbieters gespeichert waren, die der Tote hier in Spanien bekommen oder verschickt hat. Ich habe sie an der Rezeption für uns ausdrucken lassen.«

Dass Berger sich der Zettel annahm, goutierte der Comisario mit einem Nicken. »Ich danke Ihnen. Was das Schriftliche betrifft, ist mein Deutsch einfach nicht gut genug.«

Berger überflog die Zeilen. »Er scheint in Hamburg eine Freundin gehabt zu haben. Hier steht etwas von einer Toni, die er auf Mallorca finden wollte.«

»Eine Toni? Eine Frau?«

»Sí. Das ist, nehme ich an, der Spitzname für eine Antonia. Seine Schwester heißt so.«

»Ein Steuerberater, der von seinem Hotelzimmer aus arbeitet, müsste doch ein Notebook dabei haben. Anders geht das heute doch gar nicht mehr.« García Vidal sah sich zu Bastos um. »Habt ihr in seinem Auto ein Handy oder einen Computer gefunden?«

Berger schaute erstaunt auf. »Im Wagen?«

»Sorry, das hatte ich vergessen zu erwähnen. Der Mietwagen stand sauber geparkt auf der Straße vor dem Hotel. Die Spurensicherung ist gerade dabei, alles auf links zu drehen.«

»Wusste ich's doch«, meinte Berger grimmig. »Der Freiherr wurde von jemandem zu dem Ort gefahren, an dem er gestorben ist, und dann ins Wasser geworfen. Sonst stünde sein Auto nicht hier vor dem Hotel, sondern dort, wo er ins Wasser fiel. Wer aus Versehen ertrinkt, der hinterlässt außerdem ein Handy oder in seinem Fall ein Notebook.«

»Mailen kann man aber auch von einem Internetcafé aus«, erwiderte Bastos.

»Aber das hier in Santanyí hat schon seit Jahren zu. Nichtsdestotrotz, der Mann ist für mich ermordet worden. Die toxische Untersuchung wird irgendetwas zutage bringen, was meine Vermutung bestätigt.«

»Kollege«, forderte der Comisario Andrea Bastos auf, »gehen Sie doch mal bitte runter an die Rezeption. Ich brauche die Zeiten, wann von Michelsen den Internetzugang des Hotels benutzt hat, und vom Anbieter ein komplettes Journal des Onlineverlaufs. Wir müssen wissen, wo er überall gesurft hat.«

Bastos nickte und machte sich auf den Weg.

»Und Sie, Señor«, Berger schnippte nervös mit den Fingern, »sollten Angela bitten, Kontakt mit den deutschen Behörden aufzunehmen. Die sollen rausfinden, ob diese Antonia oder Toni wirklich seine Schwester ist, und bei der Gelegenheit will ich auch alle Infos über unseren Toten haben.«

»Okay, und was machen wir in dieser Zeit?«

»Wir durchstöbern mit Carmens Hilfe sämtliche Einträge im Computer der Einwanderungsbehörde. Vielleicht finden wir dort etwas über eine geborene Antonia von Michelsen.«

»Cristobal, haben Sie eine Ahnung, wie viele Antonias tagtäglich Spaniens internationale Flughäfen frequentieren?«

»Sí, Señor«, kam es zurück, »die Festplatten sind groß, aber Carmen ist fleißig.«

Yussuf Hussein Ibn Draghi al Madgier war aufgeregt. Immer wieder nahm er ein inzwischen völlig abgegriffenes Foto einer blonden Frau in die Hand und betrachtete es. Er hätte nie gedacht,

dass er einem Foto gegenüber etwas wie Zuneigung empfinden konnte, aber bereits beim ersten Blick auf diesen gelockten Engel war es um ihn geschehen gewesen. »Mein Gott«, flüsterte er. »Hätte ich nur früher gewusst, wie schön Frauen sein können.«

Zwei Tage war Yussuf zum Lager seines Onkels Sheik Omar al Madgier unterwegs gewesen, um seiner Braut zum ersten Mal zu begegnen, und das Foto half ihm über seine grundsätzlichen Zweifel an einer Eheschließung hinweg. Ihr Äußeres entsprach in jeder Hinsicht seinen ästhetischen Ansprüchen. Dabei interessierte es ihn überhaupt nicht, dass die Frau ein wenig älter war als er selbst. Ihre umwerfende Schönheit schien unvergänglich zu sein. Sie war von edlem Wuchs, die Haltung aufrecht, ihr Blick voller Stolz und von einer selbstverständlichen Wärme, die er von arabischen Frauen her nicht kannte. Er war sich sicher, dass selbst siebzig Jungfrauen im Paradies nicht in der Lage wären, ihn so zu beeindrucken, wie dieses Wesen des Himmels es auf der Erde tat. Wenn es schon eine Frau sein musste, dann auf jeden Fall diese. Auch wenn er keine Ahnung hatte, wie er das seinem Kameraden und Freund Hakim klarmachen sollte.

»Nun mein Sohn, gefällt sie dir?« Sheik Omar war geradezu geräuschlos in das Zelt seines Neffen getreten und hatte ihn in das Foto vertieft vorgefunden. Yussuf sprang von seinem Lager auf, um sofort wieder vor seinem Onkel niederzuknien, der seinen Handkuss lächelnd entgegennahm. Yussufs Vater war der jüngere Bruder des Sheiks und diente als Generaloberst bei der algerischen Armee. Als Mitglied des Generalstabes war er einer der Führer der westlichen Welt Algeriens, während Sheik Omar als sogenannte graue Eminenz vieler Beduinenstämme galt. Ohne Armee ging in Algerien gar nichts, aber ohne die Beduinen auch nicht, und so war der Clan der Al Madgier mit Macht und Einfluss von beiden Seiten gesegnet. »Ein Stündchen wirst du dich noch gedulden müssen, bevor dir deine Braut zugeführt werden kann.«

»Lieber Oheim.« Yussuf erhob sich, gab aber acht, dass er seinen Onkel an Höhe nicht überragte. »Was bedeutet schon eine weitere Stunde in der Finsternis, wenn einen die Morgenröte im Paradies erwartet?«

»Selbst die Morgenröte wird irgendwann vergehen. Ein schönes

Weib ist nicht dafür geschaffen, den Boden zu fegen und Couscous zuzubereiten oder Hammelaugen zu kochen. Du brauchst noch ein bis zwei weitere Frauen für diese alltäglichen Arbeiten.«

Obwohl Yussuf ergeben nickte, gab es keinen Gedanken, der ihm ferner lag, als sich auch noch mit einer weiteren Frau zu belasten. »Es sei, wie du sagst, Onkel. Du hast sicher schon eine für mich ausgewählt?«

»Du wirst einmal ein weiser Mann, mein Sohn, dazu würdig, mein Nachfolger zu werden. Ich habe in der Tat eine junge Frau für dich im Sinn, es ist die Tochter eines befreundeten Sheiks. Sie ist gerade zum ersten Mal erblüht, hat also genau das richtige Alter, sodass du sie in deinem Sinne formen kannst.«

»Möchtest du weitere hundert Goldpfunde für sie?«

»Nein. Betrachte sie als Dank dafür, dass du etwas für die Familienpolitik getan hast, als Zugabe.«

Zu dem Verleiher, von dem der Tote den C3 gemietet hatte, waren es von der Villa Sirena nur ein paar Schritte. Die Seniorchefin begrüßte den Residente wie einen alten Freund.

»Señor Berger, *como estás, qué tal?*«

»*Mui bien*, Señora, mir geht es doch immer gut.«

»Wenn es Ihnen nicht gerade schlecht geht.« Sie lachte ihn an. »Was zieht Sie in meinen bescheidenen Laden, Señor? Ist Ihr Auto wieder kaputt?«

»Nein, Señora, das hier«, er zeigte auf den Comisario, »ist Cristobal García Vidal von der Policía Nacional. Leider kommen wir dienstlich.«

»Ist etwas mit einem unserer Autos?«

»Sie haben vor ein paar Tagen einen schwarzen C3 Diesel an einen gewissen Guntram von Michelsen vermietet.«

Sie nickte. »Sí, Señor. Der Mann wohnt in der Villa Sirena. Gab es einen Unfall?«

»Nein, Señora. Mit dem Wagen ist alles in Ordnung. Nur leider haben wir Señor Michelsen tot in der Cala S'Almunia treibend aufgefunden.«